

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 7

**Artikel:** Ich hatt' einen Kameraden... [Fortsetzung]

**Autor:** F.P.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-635910>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**Publikation.**

Zu einer Verab-  
thung und Ab-  
stimmung über  
die vorgeschla-  
gene Annahme  
zweyer Land-  
sassen zu Bur-  
gern der Ge-  
meinde Guggis-  
berg, werden  
alle dasigen  
Burger und da-  
hin Telpflich-  
tigen auf Sonn-  
tag den 26sten  
Wintemonats  
nächstkünftig,  
gleich nach be-  
endigtem Got-  
tesdienste, zu  
einer großen  
Gemeinds-Ver-  
sammlung, in  
der Kirche zu  
Guggisberg,  
eingeladen; mit  
Verdeutlen, daß  
die Ausbleiben-  
den sich der  
Mehrheit der  
Anwesenden zu unterziehen haben.

Der letzte Satz, einer der Grundpfeiler der Demo-  
kratie, gilt heute als ganz selbstverständlich. Landsassen  
waren Leute ohne Heimatort, sogenannte „Heimatlose“, jedoch  
im Kanton wohnberechtigt. Nach der sechszehnjährigen Um-  
wälzung wurden diese Leute durch das Los auf die Ge-  
meinden als Bürger verteilt. So wohnten in der Gemeinde  
Köniz drei Brüder Diebold als Landsassen; das Los teilte  
sie den Gemeinden Köniz, Bümpliz und Lützental zu.

Ob diese „gute alte Zeit“ ihren Namen ehrlich ver-  
diene, darüber wird immer noch gestritten. Die vorstehenden  
kleinen Streiflichter auf das Ende derselben möchten den  
Leser veranlassen, sich die Frage, gestützt auf echt zeitgenöss-  
sches Material, selbst zu beantworten.

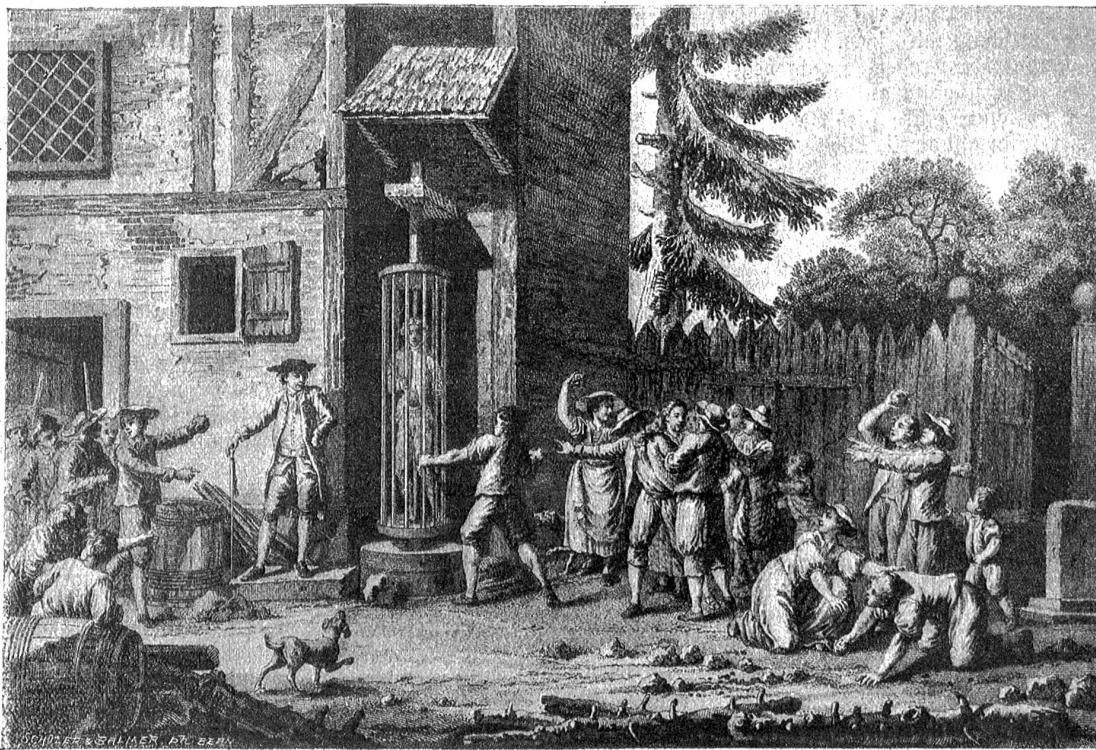
Chr. Verch, Niederscherli.

**Ich hatt' einen Kameraden . . .**

Skizze von F. P., Ins. (Fortsetzung.)

Als ich zwei Jahre später ebenfalls in mein Heimat-  
dorf überiedelte, hatte mein Kamerad das Bläzen plötzlich  
satt, und er trat als eifrigster und bester Sänger dem neu-  
gegründeten Männerchor bei. Welche Lust, mit ihm zu sin-  
gen! Seine Stimme durfte sich nun ungehindert entfalten.  
Und wie leicht er lernte! Alles, was ich aus meiner Studien-  
zeit und aus speziellen Kursen von Stimmbildung und Vor-  
tragkunst verstand, machte auch er sich alsbald zu nutze.  
Alles, was schön und edel klang, erfasste er spielend und  
machte es nach. So war der unerwartete Erfolg des ersten  
Konzertes in erster Linie sein Verdienst. Natürlich durfte  
auf dem Programm ein Duett für uns beide nicht fehlen.  
Ihm gefiel am besten Dregerts: „Zieh hinaus beim Morgen-  
grau“. Dieses Lied schien ganz auf sein Erlebnis ab-  
gestimmt. Er sang es so ergreifend, daß es mir Mühe machte,  
ihn zu begleiten, und im andächtigen Publikum rannen Trä-  
nen der Rührung.

Es folgten nun einige wundervolle Jugendjahre, Tage  
der festlichen Freude, Stunden der überlächelnden Lebens-  
lust, Momente der tiefsten inneren Befriedigung und des



Pilori in Bern.  
Aus dem Werke von Zucalouen: „Tableaux topographiques“.

höchsten Glückes. Wir alten Kameraden freuten uns wochenlang bei strenger Arbeit auf die Gesangübung und das gemütliche Beisammensein am Samstag, so wie sich die Kinder auf das Weihnachtsfest freuen. Und wir sangen nicht nur im Übungslókal oder im Konzertsaal, nein, auch auf der Gasse oder im heimeligen Pintli bei einem Glas Neuen und einem Stück Bauernbrot. Wir sangen auch nicht der Einnahmen wegen, sondern aus lauter Lust und Freude am Gesang. Und immer war unser Tenor dabei, gelaufen und ab, auf dem Hübeli, von wo es durchs ganze Mitteldorf schallte, auf dem Marktplatz, vor dem Fenster einer holden Sängerfreundin, im Gärtlein der neuen Lehrerin aus Bern, unter dem Dache eines Sonderlings oder geizigen Junggesellen, den wir zu einem vernünftigen Leben befahlen, oder doch wenigstens um einige Flaschen und Rauchwürste ärmer machen wollten. Ja, auch alte Tanten und gebrechliche Großmütter wurden mit unsern Liedern beeindruckt, je nachdem die Laune oder der Zufall uns trieb. Und immer waren wir selber dabei die Glücklichsten, das Herz geschwollt von Jugendlust und Tatendrang, die Seelen gehoben vom süßen Gefühl, andere beglückt zu haben. Daß es zwischenhin nur so sprühte von Mutterwitz und schlagfertigen Redereien, gab diesen nächtlichen Streifzügen durch unser geliebtes Heimatdorf noch einen ganz besondern Reiz. Es schien mir manchmal, als sei der nächtlichen Sängerschar jeder Schabernack erlaubt. Niemand nahm uns etwas übel. Mein Kamerad war oft einer der Witzigsten. Drohten aber die Dummheiten und derben Späße das anständige Maß zu überschreiten oder wollten Zornausbrüche und Misselligence den gemütlichen Sängerbuden beeinträchtigen, dann witterte er mit seinem friedliebenden, empfindsamen Wesen das Unheil immer rechtzeitig genug, um mit einem schwungvoll eingesetzten Liede schnell alle in den versöhnenden Bann seiner Stimme zu bringen.

Aber nicht nur von seinen Schulkameraden und Sängerfreunden wurde diese herrliche Stimme bewundert, sondern auch von Kennern und Sachverständigen. Am Aufnahmestage 1905 besuchte die Liedertafel Biel den betagten Kunstmaler Unterk. Der damalige Bärenwirt, Ed. Probst, offerierte den Bieler einen Ehrentrank, serviert durch ein paar hübsche

Untermodelle, und wir sollten die fremden Sänger namens der Ortschaft mit einem Lied begrüßen. Dafür waren nun nicht alle Kameraden so recht begeistert, aber Robert meinte: „Eh, mier singe so gut wie mer häu un wie n'is der Schnabel gwachsen isch! Die Bieler Herre wüsse däck scho, daß mier läini g'studierti Sänger si.“ Unser Liedchen klang frisch und rein, es ließ seine Stimme voll und hell erstrahlen, und bald hatten alle ihre anfängliche Schüchternheit überwunden. Als der Vorstand unseres Vereins genötigt wurde, am Bankett teilzunehmen, sprach nach der Begrüßung Direktor Sturm zu mir: „Sie haben da einen wunderbaren Tenor von ganz seltenem Klang und Glanz. Tun Sie alles dafür, daß dieser Mensch seine Stimme ausbilden läßt, der Erfolg wird ihm nicht fehlen.“ Leider war er nicht zu diesem Schritt zu bewegen. Er fühlte sich noch an seine Eltern und Geschwister gebunden, deren Stütze er war. Ich drang wohl auch nicht allzu eifrig in ihn, denn ich fürchtete eben, ihn zu verlieren, jetzt in den schönsten Jugendjahren. Noch öfters konnten wir seine eigenartige Begabung röhnen hören. Es machte ihm Freude, aber die höchste Befriedigung beim Singen empfand er nur dann, wenn er die Seelen seiner Freunde mitschwingen fühlte und ihre Augen glänzen sah. Besondern Spaß bereitete ihm einmal ein fahrender Künstler, so eine Art Schmierendirektor, der mit seiner Truppe im „Bären“ auftreten wollte. Als diesem der Wirt erklärte, wir hätten im Dorf selbst Leute genug zum Konzertieren, warf er sich beleidigt in die Brust und gab gleich eine Kostprobe zum Besten. Ich mußte mich gegen das Fenster wenden, seine Grimasse nebst Tremolo waren mir unerträglich. Just in dem Moment ging mein Kamerad vom Felde heimkehrend am „Bären“ vorbei. Wir riefen ihn herein, und er ging auf den Spaß ein, dem fahrenden Volk zu beweisen, daß man auch auf einem Bauerndorf imstande sei, ein Lied schön vorzutragen ohne Augenverdrehn und Tremolieren. Wie schnellte da der Herr Direktor schon beim ersten Satz in die Höhe. Die Augen, mit denen er den bairischen Sänger fast verschlang, traten ihm weit aus dem Kopfe, seine Schnurbartspitzen schnellten zuckend auf und ab. Nach Beendigung des Liedes schrie er ganz außer sich vor Aufregung: „Du langer Kerl mit deinen dreiköpfigen Rohrstiefern, was willst du auf dem Lande herumtraxeln, geh du auf die „Biehne“, dort ist dein Platz.“ Mein Kamerad verstand nicht sogleich, dann rief er aber frohgelaut indem er aufstand: „Das hani jeß grad im Sinn, Herr Mußigdirräker, i mues nämlich no go Häu ahe mache mahe für d'War, un dier häut mier grad do hälfe, wenn's ech fräut, üsi Bühni het dr sicherer Bode als die wo dier mäinet.“ So blieb er halt daheim bei seiner Scholle und erntete zwar keine glänzenden Lorbeeren, dafür aber die Liebe und Dankbarkeit aller Geplagten und Bedrückten, die bei seinem Gesang die trüben Alltagsorgen und Kummerisse vergessen konnten. Wie oft hörte ich solche Leute sagen: „Eh, es het mi dunkt, i chüm i ne ganz angeri Wäld, woni auch nächti ha före singe ds Dorf uf. Es het mer ganz es angers Gmüet gmacht, un mis Eländ alles chunnt mier jeß viel liechter vor.“ Ja, das Volk liebt glücklicherweise seine Idealisten noch immer.

Doch diese allzu schöne Zeit der zwanziger Jahre, wo uns allen der Gesang als schönstes Ausdrucksmittel unserer Gefühle, Wünsche und idealen Lebenshoffnungen diente, konnte ja nicht immer so bleiben. Mein Kamerad sehnte sich bald nach einem eigenen Hausstand, mußte sich aber vorher nach einem soliden Verdienst umsehen, denn seinen gelernten Sattlerberuf hatte er aufgegeben, um dem Bauernwesen seiner fränkischen Eltern vorzustehen.

(Schluß folgt.)

## Faschingszeit.

Die Welt hat ihre bestimmten Maße, die weder mit Zahlen, noch mit Linien berechnet, noch mit feinen Instru-

menten gemessen werden können. Sie sind nirgends verzeichnet, haben keine volkswirtschaftliche, keine wissenschaftliche Grundlage, noch nie hat sich ein Gelehrter eingehend mit ihnen befaßt und doch genießen sie allgemeine Anerkennung, werden von allen beachtet, alle fügen sich mehr oder weniger willig ihrem Zwang. Jeder einzelne ist ihnen unterworfen, jede Gesellschaftsklasse sieht diesen Horizont. Es sind die Maße des Zulässigen, die Etiquette, die Form, die jedem von uns zugedacht ist, die wir uns selbst schaffen, ohne dessen bewußt zu werden. „Es ziemt sich nicht, daß das Abwaschmädchen Dame spielt, noch weniger, daß die Dame den Boden aufwäsch“, man spricht von der Fabrikarbeiterin, die in seidenen Kleidern einhergeht und tuschelt über die Wohlhabende, deren Hut aus dem vorigen Jahrzehnt stammt. Die Gattin des Spenglers fühlt sich beengt, wenn sie im Theater neben diejenige des Professors zu sitzen kommt, das arme Mädchen, das es wagt, in einen vornehmen Tanzklub einzutreten, erfährt allerlei Kritik.

Aber einmal im Jahre werden diese Grenzen aufgehoben, einmal werden alle gesellschaftlichen Maße gesprengt, die Tore der Freiheit und Gleichheit geöffnet und einem bunten Strom von Lebenshungrigen aus allen Klassen die Geige gespielt. Es ist die Faschingszeit. Prinz Karneval reitet mit Schellenkettling durchs Land, lodt Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering herbei, streicht ihre Sorgenfalten von der Stirn, flüstert fröhliche Verheißungen in ihr Ohr, zeigt im Spiegel des Lebens bunter Schimmer und gibt die Devise aus: Vaqt fahren den grauen Alltag, kommt mit und seid fröhlich!

Wer sollte widerstehen? Gar zu gerne schüttelt man einmal im Jahr alles Drückende ab, gar zu gerne schlüpfen wir aus dem Alltagskleid, aus den gewohnten Formen in neue, fremde, pikante, daß wir uns selbst als neue Menschen vorkommen. Ein Prikeln fährt ins Blut, das keine Ruhe mehr läßt, das uns treppauf und -ab treibt und leises Lachen löst und lautes Trällern, das unsern Füßen den Tanzrhythmus diktirt — Tanzen können nach Herzenslust, fröhlich sein, ohne die Kritik der lieben Nächsten fürchten zu müssen, sich gleiten zu lassen in den Strudel des seligen Vergnügens, wie herrlich muß das sein!

Wer will es dem Zimmermädchen verdenken, wenn es sich als stolze Fürstin verkleidet, wer dem Tipfräulein, wenn es als reizendes Pierretchen die besten Tänzer vorwegschnappt! Die heimlich Liebende sucht den Mann ihrer Träume, den sie in Gang, Haltung und Stimme erkennt und gewinnt wohl im Laufe des Abends auch sein Herz. Die Dame von Rang hüpfst als entzückendes Gänselfiesel einher, das Bürgermädchen hat sich in eine dunkeläugige Spanierin verwandelt. So wogt es im Saal von Farben und schillert von glitzerndem Schmuck. Wie eine mächtig bewegte Blumenwiese ist es anzusehen, da sind ja auch richtige gelbe Margueriten, roter Mohn und zarte Veilchen, dort der allerliebste Marienkäfer, der bunte Schmetterling und der Goldkäfer. Blonde Krimihilden in langen fließenden Gewändern, quetschelbrige Zigeunerinnen mit klingenden Münzen, stolze Römerinnen und niedliche Schwarzwälderinnen, alles ist da, was Phantasie und Begehrten nur schaffen können. Dazwischen die Männer eben so viel gestaltig in ihren Gewändern. Manch schönes Paar findet sich zusammen und die Turn hat es nicht leicht.

Im seligen Rhythmus des Tanzes fliegen die Stunden dahin. Musik, Licht, Farben und frohe Scherze vereinigen sich zu einer Symphonie der Freude, die nur einmal im Jahr so ausgelassen, so ungehemmt dahanbrausen kann. —

Draußen wartet der Alltag mit seinen ruhigen Gesetzen. Wenn wir des Vergnügens müde sind, wenn die Lichter verblasen und im hellen Tageslicht die eben noch genossenen Freuden schäler und schäler werden, dann schlüpfen wir gerne wieder in die alte, schützende Form zurück, in den arbeitsfreien Tag mit all seinen Grenzen und Maßen.